

Margit Eckholt

Eine einladende Kirche

Kirchenzeiten, wie wir sie erleben, sind nicht zum Träumen gedacht. Realisten sind gefragt, wenn es darum geht, die priesterlosen Gemeinden, leer stehenden Pfarrhäuser und Priesterseminare, die überforderten Ordinariatsmitarbeiter und vor allem den Finanzmangel zu managen; wenn es Not tut, neue Wege der Ausbildung und Zusammenarbeit von Priestern, Gemeinde- und Pastoralreferenten und -referentinnen zu suchen, wenn der Durst nach „Spirituellem“ außerhalb der Mauern der Kirchen gelöscht wird und junge Menschen Religion und Glauben besser in diesen Außen- als den Innenräumen der Kirche zu finden meinen.

Keine Zeiten für Träume? Vielleicht besser: keine Zeiten für Traumtänzer – für die, die am Tag träumen. Die Träume der Nacht sind andere. Sie machen auf die Ecken und Kanten des Alltagsgeschäfts aufmerksam, auf das, was die Tagesarbeit einengt, ihr die Luft nimmt. In ihnen melden sich Visionen, die die Realität aushalten lassen und sie verwandeln, es meldet sich eine Stimme, die im Lärm des Tages untergeht und die doch die feinste ist: die Stimme des Herzens.

Von solchen Träumen soll die Rede sein. Gerade sie wurden auch von den größten Realisten geträumt, die in Geschichtsmomenten, die gerade nicht zum Träumen waren, zur Tat geschritten sind. Von solchen Träumen wird im Buch Genesis berichtet (vgl. Gen 41). Es sind wohl die berühmtesten Träume der Antike, die der Pharao träumt und die ein jüdischer Sklave, Josef, als Träume von den guten und den schlechten Zeiten deutet und die so zu einem Moment unserer Heilsgeschichte werden. In den Umbruchszeiten zu Beginn des 13. Jahrhunderts war es der Traum Papst Innozenz' III., der in die Geschichte eingegangen ist. Es ging um

Macht, wie so oft: Auf der einen Seite das Bürgertum, das in den Städten entsteht und neue Freiheiten erkämpft, auf der anderen Seite die Grenzen, die die Feudalgesellschaft steckt; auf der einen Seite der Papst und seine Kurie, auf der anderen Seite der Kaiser und seine Getreuen; auf der einen Seite die Christen, auf der anderen Seite die Muslime, die auch im Osten immer weiter vorrücken; mittendrin eine schwankende Kirche; mittendrin aber auch ein kleiner Mann, der diese Kirche schultert und ihr Festigkeit gibt: Franz von Assisi. Dies ist der in der San Francesco-Kirche in Assisi Bild gewordene Traum des Papstes. Der Realist träumt vom Visionär, der aus der Stimme des Herzens lebt. Traum und Vision gehen hier eine enge Verbindung ein, der Traum, der auf die Grenzen des Gelebten aufmerksam macht, und die Vision, die Zukunft eröffnet. Der Traum, der Vision wird, wandelt die Realität, gibt neuen Halt in aller Haltlosigkeit.

Franz von Assisi war ein Mann der Visionen. Er konnte schauen – ins Offene, in die Zukunft, in Neues, weil er selbst angeschaut wurde. Vor dem Kreuz von San Damiano ist er in seine Berufung hineingewachsen, er hat sich von dem liebenden Blick Jesu, des gekreuzigten Herrn, ergreifen lassen und ist so in die Geschichte Gottes „eingestiegen“: Die Geschichte Gottes mit der Menschengeschichte zu verbinden, das war sein Traum, seine Vision, die er sich in einer Radikalität zu Eigen gemacht hat, die bis heute je neu überrascht und fasziniert. Der Bürgersohn, dem in der Welt der Edlen viele Türen offen standen, hat selbst an eine andere Tür geklopft. Seine Freundin und Geliebte wird, so nennt er sie, „Frau Armut“ – und mit ihr findet er die große Vision für die Kirche seiner Zeit und weit darüber hinaus. Visionen wie die seinen, die den Puls der Zeit treffen, die Nahtstelle der Gottes- und der Menschengeschichte, reichen weit in die Zukunft. Als Bild gewordene Visionen – wie in den wunderbaren Freskenzyklen des Giotto – stehen sie uns auch heute noch vor Augen, und mehr noch: Sie reichen in den Grund, der je neu Visionen entlässt.

Sind solche Kirchenträume heute ausgeträumt? Von visionslosen Zeiten ist schon lange die Rede, das Ende der Utopien war angesagt, schon kurz nachdem sie begonnen hatten. Unsere Zeit ist eine „eschatologieunempfindliche“ Zeit, eine Zeit des Pragmatismus. Die Kinder des 21. Jahrhunderts sind zwar, mehr als die Buchmenschen der Vergangenheit, „schauende“ Menschen, doch ist dieses „Schauen“ weder wie der Traum auf die Vergangenheit noch wie die Vision auf die Zukunft bezogen. Unsere medienvermittelte und virtuelle Welt kennt keine Zeiten mehr, und die Simultaneität der virtuellen Gegenwart wird leer, wenn ihr Vergangenheit und Zukunft abhanden kommen. Ihre „Vision“ ist Flucht aus der Realität, und ihre „Träume“ sind Blümenträume, die aus der Realität fallen lassen, die zerfallen – „wie gewonnen, so zerronnen“. Wie können wir so schauen lernen, dass wir uns nicht in der Ort- und Zeitlosigkeit des Internet verlieren, verirren, verschoben und geschoben werden?

Franz hat seine Vision von Kirche, von Christsein durch den Blick auf das Kreuz gewonnen, auf das Bild, das jedes Gottesbild immer wieder neu durchkreuzt. Seine Vision ist Geschenk; sie entspringt der „Vision“ eines anderen, dem liebenden und zärtlichen Blick Jesu vom Kreuz herab. Zwei Blicke begegnen sich, der Augenblick ist gefüllt. Es ist nicht der leere Augenblick der virtuellen Welt, sondern einer, der der Zeit Gottes entspringt. Daraus gewinnt die Vision ihre zeitendurchbrechende Kraft.

Sind solche Visionen heute noch möglich? Anders als Franz von Assisi sind wir heute wohl skeptischer in unserem Blick auf das Kreuz, er ist ein gebrochener, kein unmittelbarer mehr. In Glaubenssachen sind wir – trotz aller Medialität – heute nicht mehr die „Augenmenschen“, wie Franz und seine Zeitgenossen und noch lange danach die Christen und Christinnen es waren. Unser Blick fällt eher auf das Buch der Bücher, wir steigen ein in die Textspur der Schrift und versuchen, in dieser Spur die Spur unseres eigenen Glaubens auszubilden. Und vielleicht werfen wir dann, wenn wir

nach Visionen suchen, einen Blick auf die „Visionen“ der Schrift.

Der den Kanon des Neuen Testaments abschließende – und als „Vision“ gerade aufschließende – Text, die Offenbarung des Johannes, malt das Bild der heiligen Stadt Jerusalem, die vom Himmel herabkommt, deren Tore geöffnet sind und in der es keine Nacht gibt. Dieses himmlische Jerusalem ist in seiner Schönheit anziehend, einladend, ein Hoffnungsort, der seine Tore nicht schließt, der offen ist für Begegnung: „Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm. Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm. Die Völker werden in diesem Licht einhergehen und die Könige der Erde werden ihre Pracht in die Stadt bringen. Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen – Nacht wird es dort nicht mehr geben“ (Offb 21,22–25). Es ist die Vision einer offenen und einladenden Gemeinschaft, die – wenn auch nicht explizit – auf den Propheten Jesaja Bezug nimmt (vgl. Jes 60): Auch die Vision der Völkerwallfahrt zum Zion ist das Bild einer gelingenden Begegnung mit dem Fremden, in der die Zerstreuung Babels ausgesöhnt ist. Von Babel, dem Symbol menschlichen Hochmuts, aber auch der bunten Vielfalt der Völker, ist hier aller „Fluch“ genommen. Gerade in ihrer Vielfalt und Verschiedenheit machen sich die Völker auf den Weg zu Gott. Gottes Gemeinschaft ist ein Reich des Friedens, in das alle gerufen sind, in dem niemand aufgrund von Rasse, Geschlecht, ökonomischer oder politischer Macht ausgeschlossen ist. Im gemeinsamen Mahl verdichtet sich hier die Gemeinschaft: „Der Herr der Heere wird auf diesem Berg für alle Völker ein Festmahl geben mit den feinsten Speisen, ein Gelage mit erlesenen Weinen, mit den besten und feinsten Speisen, mit besten, erlesenen Weinen. Er zerreißt auf diesem Berg die Hülle, die alle Nationen verhüllt, und die Decke, die alle Völker bedeckt. Er beseitigt den Tod für immer. Gott,

der Herr, wischt die Tränen ab von jedem Gesicht“ (Jes 25,6–8a).

Johannes und Jesaja haben Texte formuliert, in denen Visionen für die Zukunft gesammelt sind und die auch in der Tiefe des großen Traumes von der Kirche weiterwirken, den der visionäre Papst des 20. Jahrhunderts, Johannes XXIII., geträumt hat. Die Kirche ist „Sakrament der Völker“, das die Menschheit zur Gemeinschaft untereinander und mit Gott finden lässt. So formulierten die Konzilväter am Ende der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ im Anschluss an die Impulse des Papstes ihren Traum und ihre Vision: „Die Kirche wird kraft ihrer Sendung, die ganze Welt mit der Botschaft des Evangelium zu erleuchten und alle Menschen aller Nationen, Rassen und Kulturen in einem Geist zu vereinigen, zum Zeichen jener Geschwisterlichkeit, die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und gedeihen lässt“ (GS 92). Die Vision des Bei-Gott-Seins wird als Gemeinschaft der Völker gezeichnet, im Bild der offenen Stadt, deren Tore nicht geschlossen sind; jeder ist eingeladen, und die Gemeinschaft verdichtet sich in der Feier des Gastmahles. Jesus selbst hat immer wieder eine solche Gastfreundschaft als Symbol des Reiches Gottes angeboten. Das Reich Gottes selbst wird zur großen Vision, die die Menschengeschichte zur Heilsgeschichte werden lässt, in die die Gottesgeschichte hineingewoben ist. Immer wieder haben sich die großen Geschichtsvisionen vom Blick auf diese Texte anregen lassen – Augustinus hätte seine „Civitas Dei“ nicht ohne dieses Hoffnungsbild schreiben können, ebenso wenig ein Ernst Bloch seine in unseren utopielosen Zeiten ins Vergessen geratene Philosophie der Hoffnung.

Visionen und Kirchenträume heute? Migration und Grenzüberschreitung, die Erfahrung der Fremde und der Verlust der Heimat werden zu „Zeichen unserer Zeit“; die Geschichte von Fremden – Menschen, Kulturen und Religionen – ragen auf neue Weise hinein in unsere Welt; sie ziehen an uns vorbei, sie berühren uns, sie stoßen auf uns. Wir sind Passanten

in unserer kleinen Welt, aber auch der großen; selbst gewähltes Passantentum der Touristenströme auf der einen Seite, erkämpfte, erlittene und erzwungene Migration aus Kriegsgeregenden, aus Dürre- und Armutszonen der Länder des Südens auf der anderen Seite. Für diese unsere Zeiten liegt in den Visionen des Jesaja und Johannes nicht weniger als damals eine zukunftsöffnende Kraft: unsere Kirchen an die offenen Türen des himmlischen Jerusalems zu erinnern, offene, einladende, gastfreundliche Gemeinden zu werden. Denn der Gast lässt Gott herein, hat Romano Guardini in einem seiner Briefe zur Selbstbildung, die im Umkreis der Jugendbewegung in Burg Rothenfels entstanden sind, formuliert. Der Gast ist wie Gott für dich, so steht es auch in einer der heiligen Schriften des Hinduismus.

Mich träumte ... Ich war umgezogen und hatte auch in meiner Kirchengemeinde einen Ort aufgegeben, der über Jahre gewachsen war und der mich erfüllt hatte. Mit vielen anderen hatte ich an der Vision von Gemeinde gebaut, die einer der großen Lehrer der Theologie in Tübingen uns vermittelt hatte: „Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?“ Es war Raum für viele in der Gemeinde, Junge und Alte, spirituell Interessierte, politisch Agierende, Männer und Frauen. Neuzugezogene wurden besucht und zur Mitarbeit eingeladen. Ich träumte davon, dass auch jemand kam, der mich begrüßte, mich nach meinem Namen fragte, woher ich komme, was ich tue. Ich träumte und träume immer noch von einer solchen offenen und einladenden Gemeinde, die Heimat schenkt; die um den Reichtum der verschiedenen Charismen weiß; die Fremde nicht fremd sein lässt; die weiß, dass sie auf dem Weg ist, dass ihr Gott nur auf dem Weg begegnet, dass Gott selbst der Fremde ist, der je neu überrascht und Grenzen aufbricht; die lebt aus dem liebenden und zärtlichen Blick Jesu, in dessen ausgebreiteten Armen die ganze Welt Platz hat.

In unseren Zeiten der Globalisierung, in denen die Begegnung mit dem Fremden und auch die Herausforderung durch die Fremde zu einem der großen „Zeichen der Zeit“ gewor-

den ist, brauchen wir den Traum und die Vision einer offenen, einladenden, gastfreundlichen Kirche. Nur so findet Kirche je neu zu ihrer Identität: wenn sie „auf der Schwelle“ durch die Gnade des Gastes über ihre Grenzen hinauswächst und hineinwächst in die „Gratuität“, die sich verschenkende Liebe Gottes, die, so glauben wir Christen und Christinnen, Gott in Jesus von Nazaret hat greifbar werden lassen. In der gelebten Gastfreundschaft vollziehen sich die Kirchen als Orte, in denen die Hoffnung auf ein gutes Leben und wirkliche Anerkennung des Anderen und Versöhnung eine Heimat hat und in denen die Vision einer Kirche als „Sakrament der Völker“ gestaltet wird.